



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. = 90 Pfg. zu beziehen.

Herbst.

Von M. Kolloden.

Sie war sehr schön. Ich lag mit ihr
Im Streit, wie alt sie war.
Weiß nicht, war's noch zur Sommerszeit,
War's Herbst geworden gar.

Da wies ich den Verräther ihr
Mit lachendem Gesicht.
Er ist Dir eine neue Bier,
D'rum Schönste, weine nicht!

Ihr Leib der war wie Alarmerstein,
Der Busen weiß wie Schnee,
Ihr Schenkel gleich dem Elfenbein,
Schlank war sie wie ein Reh.

Doch sieh, ein Silberfaden zog
Sich um ihr dunkles Haupt,
Der Silberfaden nimmer log,
Dem habe ich geglaubt.



Nur darum, Schönste, nicht gegrollt,
Ich lieb' im dunklen Hain
Des Laubes herblich Roth und Gold
Mit lichtem Feuerschein.

Die Spinnweben mag ich seh'n
Ringsum im Herbstesthau,
So Silberfäden einzeln weh'n
Um's Haupt der schönsten Frau.

So wie im Herbst Spinnen zieh'n
Rings Fäden silberweiß,
So strich ihr über'n Scheitel hin
Ein Herbstesmorgen leis.

Ich lieb' den Herbst, er ist mir werth,
Mit seiner läng'ren Nacht,
Seitdem Du Holde mich erhört,
Ich sie mit Dir durchwacht.



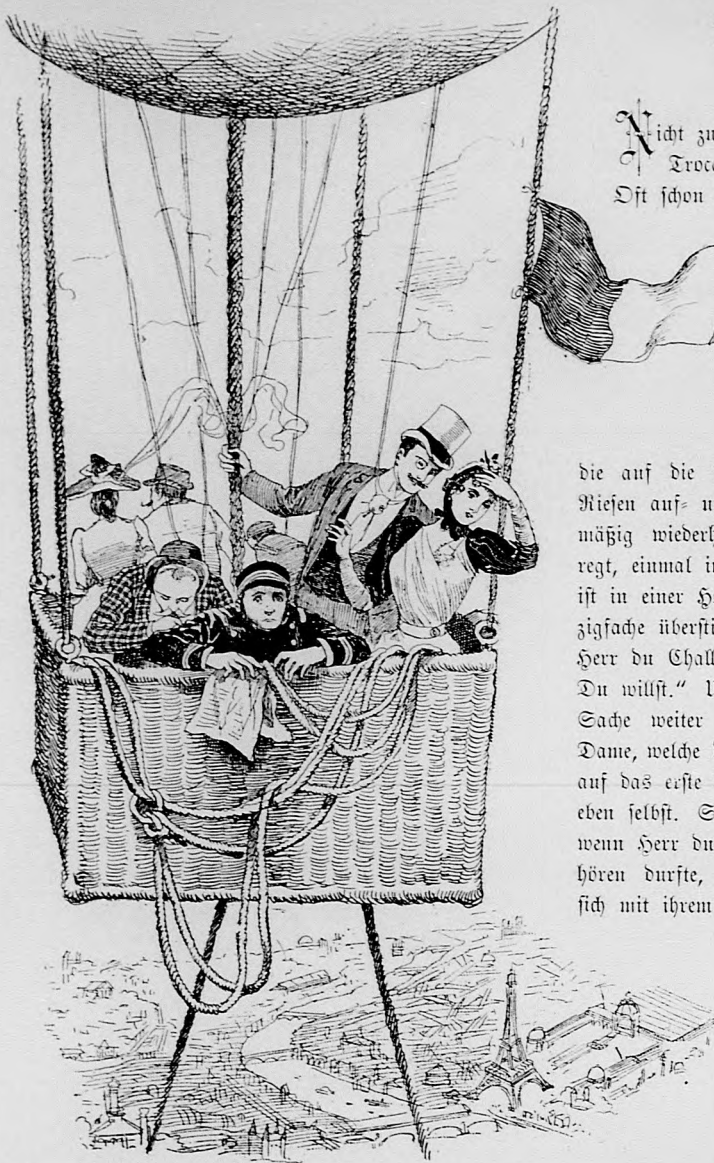
Der Schwindel.

Novellette von M-t.

Nicht zum ersten Mal geschah es, daß der Ballon captif vom Trocadero die Blicke der schönen Frau du Challay fesselte. Oft schon hatte sie, das blonde Tollköpfchen zurückgebengt, ihn Stunden lang betrachtet, mit jenem Ausdruck der Furcht und der Begierde in den Augen, wie man ihn bei kleinen Kindern sieht, die das Unmögliche verlangen: die Schwalbe, die den Kirchturm umschwirrt, den silbernen Mond, die funkelnden Sterne.

Von den Fenstern ihres Zimmers, die auf die Avenue Marceau gingen, sah sie fortwährend den Riesen auf- und absteigen. Und dieser, jede Viertelstunde sich regelmäßig wiederholende Aufstieg hatte auch in ihr das Verlangen erregt, einmal ins Blaue hinaufzusteigen, um zu sehen, was zu sehen ist in einer Höhe, welche die ihres Balkons um das Fünfundzwanzigfache überstieg. Sie hatte ihrem Gatten ihren Wunsch geäußert und Herr du Challay erwiderte: „Ja, mein Schätzchen; morgen, wenn Du willst.“ Und dann verflossen viele Morgen, ohne daß von der Sache weiter die Rede gewesen wäre. Frau du Challay war eine Dame, welche dieselbe Sache nie zweimal sagte. Wenn ihr Gatte nicht auf das erste Verlangen etwas that, was sie wollte, dann that sie es eben selbst. Sie ging übrigens mit dem guten Beispiel voran und wenn Herr du Challay ihr etwas zu sagen hatte, was kein Dritter hören durfte, ließ sie sich nicht erst zweimal bitten, sondern zog sich mit ihrem Gatten zurück und hörte ihn geduldig bis zum letzten Wörtchen an, so daß er stets entzückt von ihr schied.

Unter so bewandten Umständen sagte sich Frau du Challay eines Tages: „Es ist gut; ich will mit dem Ballon aufsteigen.“ Gesagt gethan. Sie nahm Hut und Sonnenschirm und begab sich nach der Avenue Kleber, wo sie alsbald das Lust-Ungethüm erblickte, das sich an seinem Seile erhob und das ihr zuzuwinken schien: „Vorwärts! steige doch auf; jetzt oder nie!“ Ihr Entschluß war bald



gefaßt. Sie durchschritt die Avenue, bezahlte vor Allem einen Franc Entrée und betrat dann eine lange, schattige Allee, in der es angenehm kühl war und die auf einen geräumigen, freisrunden, unfriedeten Platz mündete. Hier war's. Ohne zu zögern nahm sie eine Karte für den nächsten Aufstieg und ließ sich auf einem der bereit stehenden Gartenstühle nieder, mit der Miene einer Person, die entschlossen ist, einmal ihre Selbstständigkeit zu zeigen. Es waren nur wenige Leute da und diese betrachteten die ohne Begleitung erschienene Dame mit einer Neugierde, welche Madame du Challay sehr muthig über sich ergehen ließ.

Der Ballon war eben im Abstieg; er näherte sich, immer größer werdend, dem Erdboden und landete bald. Die Reisenden entstiegen demselben taumelnd und mit kaum verhohlener Hast; der verankerte Ballon wiegte sich mit einer elephantenhaften Grazie, als könnte er es kaum erwarten, wieder in die Luft emporzusteigen.

Madame du Challay erhob sich jetzt und betrat entschlossenen Schrittes den schwanken Steg; sie empfand eine lebhaftere, wenngleich angenehme Erregung, als sie das Geflecht des Korbes, der die Passagiere aufnahm, unter ihren Füßchen knistern hörte. Noch fünf Personen folgten ihr, eine spanische Familie, aus Vater, Mutter und einem sechsjährigen Mädchen bestehend, ein Engländer und ein Marine-Offizier. Jetzt nahmen noch die beiden Luftschiffer, ein älterer und ein jüngerer Mann, ihre Plätze in dem Korbe ein und schon sollte das Zeichen zum Aufstieg gegeben werden, als noch im letzten Augenblick ein Herr, mit seinem Ticket in der Hand, sich zur Mitfahrt meldete. Man hob ihn rasch in den Korb und Frau du Challay, die zufällig einen Blick auf den verspätet Angekommenen warf, konnte einen Ausruf der Ueberraschung und des Verdrußes nur schwer unterdrücken. Sie hatte den Baron Paul Mantoux erkannt. Zu dem Aerger, von einem Freunde ihres Mannes hier allein gesehen zu werden, kam noch ein anderer, ernstlicher, viel mehr begründeter. Baron Mantoux

hatte ihr acht Monate lang sehr eifrig und ausdauernd den Hof gemacht und da sie entschlossen war, ihn nicht zu erlösen und des Kampfes müde war, gab sie ihm rundweg den Abschied. Es waren in jenem Augenblicke sehr harte Worte gefallen, deren Frau du Challay, die ehrbar aber gutmüthig war, später nur mit Bedauern gedachte. Darum fühlte sie sich arg verlegen, als sie sich jetzt plötzlich dem alten Feinde gegenüber sah, dem sie an diesem Orte und unter den gegebenen Umständen nicht freundschaftlich begegnen konnte. Sie wandte den Kopf weg, indem sie hoffte, daß der junge Mann sie nicht erkennen oder dem Aufstieg des Ballons sein ganzes Interesse zuwenden würde. Allein der Baron, kaum drei Schritte von ihr entfernt, wußte alsbald ihrem Blicke zu begegnen und er grüßte sie mit tabelloser Galanterie und Vornehmheit. Madame du Challay erwiderte seinen Gruß mit einem höflichen, nicht allzu freundlichen Kopfnicken und da sie glaubte, daß die Sache damit abgethan sei, kümmerte sie sich nicht mehr um ihn, sondern widmete ihre ganze Aufmerksamkeit dem wunderbaren Schauspiel, das sich zu ihren Füßen ausbreitete.

Obwohl der Höhenmesser erst hundertzehn Meter zeigte, glaubte Frau du Challay dennoch, daß sie in unmeßbaren Höhen dahinschwebte. An eines der Seile von Eisendraht sich klammernd, tauchte sie ihre Blicke in den leuchtenden, schimmernden Abgrund unter ihr, in welchem Paris immer tiefer und tiefer sank, dieses winzige Paris mit seinen tausenden Kartenhäuschen, seinen grünen Streifen, welche das Boulogner Gehölz und die Tuilerien-Gärten anzeigten und dem schmalen, bleigrauen Bande, welches den Lauf der Seine markirte. In dem Maße, als der Ballon sich erhob, schien der Eiffelthurm in die Erde einzusinken und schließlich darin ganz zu verschwinden.

Madame du Challay sagte nichts und dachte an nichts. Sie hatte das Gefühl, als würde Alles stillstehen, ihr Herz, ihr Denken und die Zeit; eine seltsame, nie empfundene Beklemmung bemächtigte sich ihrer. Obgleich alle Kraft aus ihr geschwunden schien, ward sie doch durch das Entsetzen und die Bewunderung aufrecht erhalten. Neben ihr sprachen Leute und ihr war's, als würde sie im Traume reden hören.

— Wie hoch sind wir jetzt? fragte Jemand.

— Vierhundertfünfundsiebzig Meter, antwortete einer der Luftschiffer.

Madame du Challay fühlte, wie ihr Kopf sich drehte; es war nicht der gewöhnliche Schwindel; es war der Schwindel der Vereinsamung, der Unermeßlichkeit, fast ein moralischer Schwindel. Sie hatte eine unaussprechliche Sehnsucht wieder hinabzusteigen, als sie plötzlich bemerkte, daß der Baron neben ihr stand und zu ihr sprach. Sie war dermaßen ohnmächtig, daß sie nicht die Kraft fand, eine abwehrende Bewegung zu machen oder ihrem Unbehagen Ausdruck zu geben. Sie ahnte, daß ihr eine neue Gefahr drohe; aber sie dachte zugleich, daß die Zerstreung eines Gespräches ihr den Muth wiedergeben würde.

— Sie sind blaß, Madame, sagte der Baron. Fühlen Sie sich vielleicht unwohl?

Sie verneinte mit einem artigen Kopfnicken und sie fühlte, daß dieses Nein nur geeignet sei, dem jungen Manne neue Hoffnung zu geben. Er verfolgte denn auch ohne Zögern seine Sache; er erinnerte sie an den Augenblick, da sie so grausam gegen ihn gewesen und sprach von dem Kummer, den sie ihm

verursacht. Er habe seither zwei Reisen gemacht, eine heiße in Italien und eine kalte in Schweden, ohne Trost für sein Leid zu finden. Glücklicherweise habe der Zufall, diese Vorsehung der Verliebten, gestattet, daß sie zur nämlichen Stunde, hier oben in den Lüften . . . — Hören Sie mich, Madame?

Freilich hörte sie ihn in einer geradezu verzweifelten Stimmung. Jetzt erklärte eine Stimme hinter ihnen:

— Wir steigen nieder! Alle Wetter, wie rasch steigen wir nieder!

Jetzt erst bemerkte Frau du Challay, daß der Baron die Hand auf ihr Handgelenk gelegt hatte. Er sprach jetzt in nachdrücklichem und dringendem Tone zu ihr; er schien seiner und fast auch ihrer sicher zu sein. „Wir dürfen uns nicht so wieder verlassen . . . wir müssen uns wiedersehen . . . und wann?“ Solche Worte drangen unaufhörlich an ihr Ohr. Dabei hielt die große Hand die kleine Hand, die nicht die Kraft fand, sich zurückzuziehen.

— Wir sind auf halbem Wege, sprach jetzt einer der Luftschiffer. Wir haben nur mehr vier Minuten bis zur Landung.

— Nur mehr vier Minuten, wiederholte im Stillen der junge Mann. Und er entwickelte eine unglaublich eindringliche Beredsamkeit, um ein Rendezvous von der jungen Frau zu erlangen. Diese fand nicht mehr die Kraft zu widersprechen und als sie nach erfolgter Landung von einander schieden, flüsterte sie auf seine letzte Frage: „Gut, ich werde dort sein.“

Zu Hause angekommen schloß die junge Frau sich in ihrem Zimmer ein, als ob sie schon jetzt es nöthig hätte, sich zu verbergen. An die Marmorplatte des Kaminsimses gelehnt betrachtete sie sich im Spiegel bis auf den Grund der Seele, wie man sich in Stunden großer Freude oder großen Leides betrachtet. So ist es denn wahr, daß sie soeben Alles verschert hat, was bisher ihr Wesen ausmachte? So ist es denn wahr, daß dieser Spiegel das Bild einer Sünderin zurückwirft? Nein; noch war es Zeit, sich selbst wiederzufinden. Wie hatte sie aber auch den Baron bis zu Ende anhören und ihm das Rendezvous bewilligen können? Denn sie hatte eingewilligt „morgen, Montag, um halb 3 Uhr im Louvre, assyrisches Museum, vor dem Palaste von Korsabad“ zu erscheinen. Nein, das durfte nicht geschehen; sie kann und darf ihren Gatten nicht betrügen, bloß weil sie ein wenig Schwindel gehabt.

Jetzt ertönte draußen die Klingel; sie vernahm Männer Schritte, die sich näherten und im nächsten Augenblicke flog sie Herrn du Challay mit einem Ungestim an den Hals, das ihn überraschte. Er wollte sie um den Grund dieses überraschwänglichen Empfanges befragen; aber sie ließ ihm nicht Zeit dazu, sondern erzählte ihm in Worten aufrichtiger Neue ihr Erlebniß, ohne ihm das Mindeste zu verhehlen.

Er lächelte, schalt nicht, sondern benahm sich geschickt und gütig.

Die junge Frau war jedoch nach ihrem Geständniß nicht ganz ruhig. „Ich versprach, mich vor dem Tempel von Korsabad einzufinden und sollte vielleicht hingehen; man muß Wort halten.“ — „Ach, es ist zu weit“ — erwiderte Herr du Challay, indem er ihr mit einem Kusse den Mund schloß. — „Du verzeihst mir wirklich?“ — „Noch nicht, erst in einigen Stunden.“

Sie speisten rasch und zogen sich dann zurück.

Als am nächsten Morgen Frau du Challay, noch im Bette liegend, die für sie eingelaufenen Briefe las, stieß sie auf einen, dessen Adresse eine fremde Handschrift zeigte. Unwillkürlich lebte sie zusammen. Ihr Gatte hatte die Bewegung gesehen und bat sie, ihm den Brief zu überlassen und sie reichte ihm denselben sogleich, wenn auch nicht ohne eine gewisse Beklemmung. Er erbrach das Siegel und las Folgendes, während seine Frau gierig in seinen Zügen zu lesen suchte.

„Madame!

Da ich zu galant bin, um mit Ihrer Einwilligung Mißbrauch zu treiben, die ich mehr dem Schwindel, als mir selbst zu verdanken habe, und da ich mich anderseits sehr schmerzlich Ihrer einstigen Grausamkeit erinnere, ziehe ich es vor, Sie Ihres Wortes zu entbinden und Ihnen mitzutheilen, daß ich bei dem verabredeten Rendezvous nicht erscheinen werde. Es ist meine einzige Rache, von Ihnen ein Glück verheißen erhalten zu haben, welches ich zurückzuweisen den nicht alltäglichen Muth habe.

Empfangen Sie, Madame, den Ausdruck meiner Verehrung.
Mantoux.“

Herr du Challay faltete den Brief zusammen, nicht ohne eine Grimasse zu machen und da seine Frau, an seine Schulter gelehnt ihn fragte: „Was ist's? Hoffentlich nichts Ernstes!“ — bedachte er, daß die klügsten und ehrbarsten Frauen gegen sich selbst vertheidigt werden wollen, daher antwortete er, das Papier einsteckend, im natürlichsten Tone der Welt:

— Nichts Ernstes, meine Liebe; er sagt, daß er Dich liebe und pünktlich zur Stelle sein werde.

— Nun, da kann er lange warten! erklärte die junge Frau mit einem grausamen Lachen. Jetzt habe ich den Schwindel nach Dir; sei Du mein Mann — captif.

Eva in allen Costümen.

Von Alex. Tufflier.

Am schönsten sind die Frauen in der Sünde. Und die Frauen will man doch stets am schönsten haben! . . .

*

„Er ist über die Ohren verliebt.“ Schon damit sind die Eitel der Liebe charakterisirt.

*

Um eine Frau richtig zu beurtheilen, darfst Du nie darauf achten, was die anderen Frauen über sie sagen.

*

„Lieber Alle lieben, als Eine heirathen,“ sagte einmal ein verbitterter Junggeselle.

*

Die Frauen wollen von den Männern nicht geschätzt, sondern überschätzt sein.

*

Wenn eine Frau behauptet, sie hätte nur aus Liebe geheirathet, so ist es gewiß, daß sie eben — anders nicht heirathen konnte!

*

Eine Frau hat wohl zumeist Unrecht, aber sie behält Recht.

*

Manche Frauen haben wohl ein volles Herz, doch womit ist es gefüllt!

*

Es gibt nur eine Frauenfrage und die heißt „liebst Du mich?“

*

Wenn das Herz zur Vernunft sagt: „Spielen wir Räthsel“, so nennt man das Liebe!

Die blaue Tinte.

Von F. Legné.

„Warum schreibst Du stets mit blauer Tinte?“ sprach zu mir mein Freund Max, der im dritten Jahr Medicin studierte und immer that, als ob er schon etwas davon verstünde. „Du verdirbst Dir und dem Leser die Augen.“

Ich lachte und muß wohl etwas verschmizt und herausfordernd gelacht haben, denn mein guter Max wurde, wie immer, wenn er mit seiner medicinischen Weisheit keine Gegenliebe fand, wüthend, unsagbar wüthend.

„Wie, Du lachst? Lache nur! Verhöhne mich nur, wenn ich mein Wissen in Deinen Dienst stellen will. Das ist also Dein Vertrauen zu mir, zu meinem Können“ . . .

Ich lachte wieder.

„Adieu!“

„Bleibe! Ich habe wahrlich nicht über Dich gelacht; es sind holde Erinnerungen, die mir auftauchen bei Erwähnung der blauen Tinte und ich muß lachen — die Geschichte war ja auch zu närrisch. Du großer Jünger Askulaps, setze Dich her auf dieses Sopha, das auch eine Rolle in der Komödie der blauen Tinte spielt und, wofern es Dir möglich, fünf Minuten lang stille zu sein, so höre — höre und staune!“

„Na, was wird jetzt wieder kommen?“ brummte er, „verschone mich nur mit Singen und Sagen von Abenteuern voll eitel Sehnsucht und Mondenschein und platonischer Schwärmerei, wie Du sie gewöhnlich zu erleben vorgiebst. Ich von meinem medicinischen Standpunkt glaube überhaupt nicht an platonische Liebe, an eine rein geistige Zuneigung zwischen Mann und Weib, ich . . .“

„Nur keine Vorlesung! Um Gotteswillen! Was ich Dir heute erzählen will, wie ich zu meiner Vorliebe für blaue Tinte kam, ist wahrlich platonisch nicht. Im Gegentheil!“

Und wieder mußte ich lachen.

„Ueberhaupt“ — fuhr er fort — „weißt Du, der Begriff der platonischen Liebe wird für gewöhnlich . . .“

„Still!“ rief ich und hielt ihm den Mund zu. „Graz, Freund, ist alle Theorie! Was scheert mich Begriff? Was der alte Plato? Laß' mich Dir lieber von der jungen Elisabetha erzählen.“

„Studentenherz, ergieb Dich drein!“ sang er in komischer Verzweiflung — „wenn Du durchaus willst, so muß ich wohl hören!“ und dabei lehnte er sich bequem in die Sophaecke, und helle Neugierde leuchtete aus seinen Augen.



KLÖSZ GY.

- Du Jammermann! was soll ich nun mit Dir anfangen?
— Aber, Herzensweiberl, Du hast ja ganz gut angefangen; fahre nur so fort! . . .

— Es war im vergangenen Winter, als ich eines schönen Tages — das heißt, der Tag wurde für mich erst schön durch das, was mir an ihm widerfuhr — durch die benachbarte Bergstraße ging. Wie gewöhnlich war sie still und unbelebt, nur wenige Passanten eilten in dem hurtigen Großstadtschritt geschäftig an mir vorüber und keiner von ihnen konnte meine Aufmerksamkeit erregen. Mein Blick, der auf der Straße keine Befriedigung fand, schweifte gedankenlos an den Fensterreihen der Häuser entlang — da plötzlich! . . . o wie allerliebst! — An einem Fenster des ersten Stockes eines philiströs und schmucklos gebauten Hauses war ein blonder Mädchenkopf sichtbar — ein Kopf! sage ich Dir — ein Kopf! . . . Wo nehme ich die Worte her, diese Fülle von Anmuth und Liebreiz zu schildern — kurz, ein Köpfchen, das mich auch, selbst wenn es minder lieblich gewesen, interessirt hätte, eben weil es ein Frauenköpfchen war. Ich blickte starr hinan, und — Du weißt, selbst ein Schlafender, sagt man, fühle die magische Kraft eines starren Blickes und erwache davon — sie hob ihr Auge und sah mich an und sah mich wieder an und — lachte.

„Sie lachte Dich aus!“ warf mein Zuhörer dazwischen.

— Oho! sie lachte mich an! Das weiß man wohl zu unterscheiden. Und wie lachte sie. Ach, ich möchte jetzt weinen, denke ich dieses Lachens, das die lustige Brücke schlug zwischen ihrem Herzen und dem meinen. Schließlich stand sie auf und ich sah sie bekleidet . . .

„Bekleidet? Donnerwetter! das ist viel!“ unterbrach mich Max in cynischer Weise.

— Ja, lachte ich, ich gebe zu, daß ich anfangen wollte zu übertreiben. Ein offenes, spigenbesetztes Zäckchen gab sich Mühe, sie zu verhüllen. Ich war geblendet.

„Von dem Zäckchen?“

— Nein, von dem was ich darunter halb sah und halb erriet. Sie stand, wahrscheinlich um üblen Lenmund bei ehrsamem Nachbarn zu vermeiden, etwas vom Fenster entfernt, indeß ich, voll zarter Rücksicht für sie und mich, in den dunkeln Flur des gegenüberliegenden Hauses trat. Und nun begann ein bedeutungsvolles Spiel mit Augen und Handbewegungen hinüber und herüber, ein Winken, Nicken, Schütteln, und, um es kurz zu machen, das schöne Ende vom Liede war: Wehe Dir, wenn Du wagst, zu mir heraufzukommen, aber — ich will zu Dir hinuntersteigen.

Und sie kam! Der Engel schwebte hernieder, nicht auf buntschillernden Flügeln, sondern auf den zierlichsten Füßchen, nicht mit der Palme des Friedens, — nein! mit dem Schirme der Sonne.

„Zu dieser Untoilette, die Du beschreibst?“ fragte Max.

— O nein, bis sie kam, dauerte es eine geraume Weile, während der ich nervös vor gespannter Erwartung auf und ab schritt, starr auf ihr Fenster blickte, hinter dem das Zimmer, schwarz wie die Nacht, mich angähnte; nur hin und wieder bligte es darin auf, wie Wetterleuchten: ich sah den schön gekündeten Arm, den schimmernden Nacken — sie machte Toilette. Ja, und dann kam sie — Anmuth von Kopf bis Fuß — Geschmack von Hut bis Schuh — stolz ob solchen Wildes hob sich meine Brust.

Wir stellten uns gegenseitig vor; aus dem kleinen Mädchenklang es mit reizendem polnischem Accent gar allerliebst:

Elsbiettha u. s. w. — mehr sage ich nicht, Diskretion ist Ehrensache. Wir gingen spazieren, plauderten zuerst, wie es sitzamen Leuten geziemt, von Kunst und Wissenschaft, — dann, wie es jungen Leuten gefällt, von Liebe und Freundschaft, — schließlich, wie es verliebten Leuten behagt, von Küssen . . .

„Was? In Deinem Zimmer?“

— Nun ja, ich hatte ihre Einwilligung dazu errungen, unter den heiligsten Schwüren, artig zu sein — da hatte sie bei dem geringsten Versuche meinerseits, meineidig auch nur ein kleines, äußeres Zeichen ihrer Gunst zu erhaschen, ein strenges „Mein Herr, ich gehe!“ bei der Hand; und knirschend in diesem scharfen Zügel sprach ich gar poetisch von Liebeswonne und Seligkeit — ach! und verging schier vor eitel Seligkeit. So plauderten wir. Sie sprach viel und gut. Durch ihre Reden ging es bald wie ein Hauch sanfter, ja frommer Schwärmerei, bald wie der Sturmwind glühender, entfesselter Leidenschaft und dann wieder wie die leise Stimme entsagungsfroher Schwermuth. Ihr steter Refrain aber war, so oft ich versuchte zärtlich zu werden — und wie oft versuchte ich es! — ein ernstes, von drohenden Blicken ihrer großen Augen begleitetes „Mein Herr, ich gehe!“

„Also ein überspanntes Frauenzimmer!“ meinte Max.

— Nenne es so — meinetwegen! Die nächste Stunde belehrte mich, daß sie einigermassen dieses Ehrentitels würdig war. Was sie auch sprach, Alles drang so rund und plastisch aus diesem rothen Mündchen hervor, das gar fettlich die Hindernisse nahm, die seine polnische Herkunft ihm bei Handhabung der deutschen Sprache in den Weg warf und oft grammatikalische Purzelbäume schlug der wunderlichsten Art. — Unsere Unterhaltung war schließlich wieder in das literarisch-aesthetische Fahrwasser gegliitten . . .

„Nun, und die blaue Tinte?“ unterbrach mich mein ungeduldiger Nachbar.

— Kommt schon! Sie erzählte mir, daß sie Schriftstellerin wäre, was mir ihrem ganzen Wesen nach auch glaublich erschien, wengleich sie meinen Fragen nach ihren „Werken“ gestilfentlich aus dem Wege ging.

Plötzlich stand sie vom Sopha, von eben diesem Sopha auf, schritt auf jenes Pult zu, nahm ein harmloses Fläschchen blaue Tinte . . .

„Ah! jetzt kommt's!“

— Und fragte mit einem seltsamen Blick: „Ist das Gift?“ Weiß der Himmel, was für eine Panne mich packte: ohne mir etwas dabei zu denken, springe ich auf, reiße ihr das kleine Ding aus der Hand und mit theatralischer Geberde und donnerndem Pathos rufe ich: „Heiliger Gott! Rühren Sie nicht an! Das ist Gift! — Gift! — und was für eines! Schon die bloßen Dämpfe, die sich bei gelockertem Pfropfen herandrängen, sind gefährlich! Hüthen Sie sich, sonst sind Sie ein Opfer des Todes, des grausamsten, schmerzvollsten Todes; arme Elsbiettha!“

„Geben Sie mir die Flasche!“ sprach sie ganz ernst und feierlich, und wieder traf mich ihr halb lauernder, halb bitterer Blick — „geben Sie mir die Flasche, wenn sie Gift enthält — ich will Gift haben.“

„Unglückselige!“ rief ich — mich kitzelte der Gedanke, die Sache auf die Spitze zu treiben. — „Ich darf nicht, selbst wenn ich wollte! Diese Flasche habe ich aus dem Laboratorium mit heimgebracht zu besonderem Studium und muß sie wieder abliefern, sonst trifft mich Strafe.“

„Geben Sie mir die Flasche!“ rief sie eindringlich, als handle es sich um Tod und Leben, und trat dicht vor mich hin und ihre Augen bligten.

Das machte mir Spaß.

„Ich kann nicht und darf nicht!“ sagte ich. „Es ist ein fürchterliches Gift“ — und damit holte ich eines meiner naturwissenschaftlichen Bücher und zeigte ihr einen sechszehnsilbigen Namen von geheimnißvoll-granenerregendem Klange. „Ich kann nicht!“ und ich stellte das Fläschchen in ein Schubfach des Pultes.

Sie war still. Wir setzten uns wieder, und ich, warm geworden und voll lodernendem Gelüste nach dem schönen Mädchen, haßte nach ihrer Hand, sie zu küssen. — „Mein Herr, ich gehe!“ — Der Widerstand reizte mich erst recht, ich drang in sie ein, bestürmte sie mit rasenden Bitten, nur um einen Kuß! Einen einzigen, kleinen Kuß! — „Mein Herr, ich gehe!“ — Ich glitt vom Sopha herab zu ihren Füßen, beschwor sie — bettelte — winselte. — „Mein Herr, ich gehe!“ Dann sprach ich wieder ruhiger, aber sie hörte mir nur mit getheilter Aufmerksamkeit zu.

„Wahrscheinlich dachte sie an einen Andern!“ spöttelte Max.

— O nein! Das erklärte sich bald. Plötzlich, ehe ich es mir versah, war sie aufgesprungen — flog an das Pult, riß den Laden auf und hielt die eroberte Flasche triumphirend in die Höhe.

Und nun entspann sich ein veritables Handgemenge, ein erbitterter Kampf um die Flasche. Elsbiethe verteidigte sie mit der ganzen Leidenschaft, die ihr eigen war, ich griff sie an, auf's höchste durch dieses seltsame Wesen erregt, weniger des „Giftes“, als um des Kampfes selbst wegen, der mir erlaubte, das verführerische Mädchen zu umfassen, ihre weichen Hände zu fühlen, den Duft, der ihr berauschend entstieg, einzuzaugen. — Ich blieb Sieger und hielt mein unschuldiges Fläschlein in der Hand.

Da trat sie mit sprühenden Augen, das Haar verwirrt, das Antlitz mit lodernender Gluth übergossen, auf mich zu: „Gieb mir das Gift!“ — Ja, sie sagte Du.

Ich schüttelte den Kopf.

„Gieb mir das Gift! Und mache dann mit mir, was Du . . .“

Ich schloß ihr den Mund mit einem Kusse und trug sie auf's Sopha, auf dieses Sopha, mein lieber Max, auf dem Du — Gott weiß, warum? — eben so unruhig hin und her rückst.

Es mochte eine geraume Zeit verstrichen sein, ich weiß es nicht — da legten sich mir, zum wievielten Male? — ich weiß es auch nicht — zwei nackte, volle Arme um den Hals, und ein glühendes Köpfchen legte sich an mein Ohr, und mit der Stimme einer Teufelin zischelte es:

„Mein süßer Fritz, ich wußte, daß es nur blaue Tinte ist.“

Ausgelöscht das Licht.

Ach Gott, mir ist zum Sterben schlecht,
Im Magen liegt mir die Welt, —
Und Lebenslust und Lebensrecht
Mir verbittert und vergällt!

Was einst bewegte das Gemüth,
Jetzt weiß ich's selber kaum,
Es ist mir ein verklung'nes Lied,
Ein längst verträumter Traum!

Was ich erhofft, ist — ach — so weit,
Erreicht hab' ich es nicht, —
Ich wollte, es wär' Schlafenszeit
Und — ausgelöscht das Licht! . . .

*

Ich flüchte zu Dir, mein schönes Kind,
Du verschwendest die Seelenrein,
Du tröstest mich so süß und lind
Und — läd'st mich zum Nachtmal ein.

Aus Deinen Augen leuchtet das Glück
Und freudiger Lebensmuth
Und blaue Forellen und sanftes Aspik —
Ach Gott, wie schmeckt es so gut!

Und neigt sich zu mir, du holde Maid,
Dein glühendes Angesicht, —
Dann wollt' ich, es wär' Schlafenszeit
Und — ausgelöscht das Licht! . . .

Ignaz Pauer.

Neue alte Geschichten

von Catulle Mendès.

IV. Von einer schönen Edeldame, die eine Kutte von rothem Sammet trug.

I.

In der Provinz Gascoigne, die ein geeigneter Ort ist für allerhand Geschichten, weil ihre Bewohner zu sehr ans Lügen gewohnt sind, als daß sie irgend ein fabelhaftes Abenteuer unglaublich finden könnten, und zur Zeit, da die Wiesel noch keine Augen hatten, sondern statt derselben am Ende des Schwänzchens einen Edelstein trugen, der am Morgen ein Saphir, am Abend ein Rubin war, lebte auf einem Schlosse eine Edeldame, schön und verliebt zugleich. Diese beiden Eigenschaften sollten übrigens immer zusammen einhergehen; denn wozu ist die Schönheit gut, wenn man nicht verliebt ist und was taugt das Lieben, wenn man nicht schön ist? Besagte schöne Edeldame, Cécile de Sabran mit Namen, lebte aber in schwerer Bekümmerniß und hörte nicht auf zu weinen so bei Tage wie bei Nacht. Wenn ich sagen würde, daß Solches geschah, weil sie ihren verstorbenen Gemahl beklagte, so würden Sie es mir nicht glauben, — und mit Recht. Nein; die Ursache ihres tiefen Kummers war die Abwesenheit ihres Herzensfreundes Albin von Sédillac, der vor zwei Jahren nach dem Morgenlande gezogen und seitdem nicht wiedergekehrt war.

— Es war im vergangenen Winter, als ich eines schönen Tages — das heißt, der Tag wurde für mich erst schön durch das, was mir an ihm widerfuhr — durch die benachbarte Bergstraße ging. Wie gewöhnlich war sie still und unbelebt, nur wenige Passanten eilten in dem hurtigen Großstadtschritt geschäftig an mir vorüber und keiner von ihnen konnte meine Aufmerksamkeit erregen. Mein Blick, der auf der Straße keine Befriedigung fand, schweifte gedankenlos an den Fensterreihen der Häuser entlang — da plötzlich! . . . o wie allerliebste! — An einem Fenster des ersten Stockes eines philiströs und schmucklos gebanten Hauses war ein blonder Mädchenkopf sichtbar — ein Kopf! sage ich Dir — ein Kopf! . . . Nehme ich die Worte her, diese Hülle von Anmuth und Liebreiz zu schildern — kurz, ein Köpfchen, das mich auch, selbst wenn es minder lieblich gewesen, interessirt hätte, eben weil es ein Frauenköpfchen war. Ich blickte starr hinan, und — Du weißt, selbst ein Schlafender, sagt man, fühle die magische Kraft eines starren Blickes und erwache davon — sie hob ihr Auge und sah mich an und sah mich wieder an und — lachte.

„Sie lachte Dich aus!“ warf mein Zuhörer dazwischen.

— Oho! sie lachte mich an! Das weiß man wohl zu unterscheiden. Und wie lachte sie. Ach, ich möchte jetzt weinen, denke ich dieses Lachens, das die lustige Brücke schlug zwischen ihrem Herzen und dem meinen. Schließlich stand sie auf und ich sah sie bekleidet . . .

„Bekleidet? Donnerwetter! das ist viel!“ unterbrach mich Max in cynischer Weise.

— Ja, lachte ich, ich gebe zu, daß ich anfangen wollte zu übertreiben. Ein offenes, spitzenbesetztes Jäckchen gab sich Mühe, sie zu verhüllen. Ich war geblendet.

„Von dem Jäckchen?“

— Nein, von dem was ich darunter halb sah und halb errieth. Sie stand, wahrscheinlich um üblen Leumund bei ehrsamem Nachbarn zu vermeiden, etwas vom Fenster entfernt, indeß ich, voll zarter Rücksicht für sie und mich, in den dunkeln Flur des gegenüberliegenden Hauses trat. Und nun begann ein bedeutungsvolles Spiel mit Augen und Handbewegungen hinüber und herüber, ein Winken, Nicken, Schütteln, und, um es kurz zu machen, das schöne Ende vom Liede war: Wehe Dir, wenn Du wagst, zu mir heraufzukommen, aber — ich will zu Dir hinuntersteigen.

Und sie kam! Der Engel schwebte hernieder, nicht auf buntschillernden Flügeln, sondern auf den zierlichsten Füßchen, nicht mit der Palme des Friedens, — nein! mit dem Schirme der Sonne.

„In dieser Untoilette, die Du beschriebst?“ fragte Max.

— O nein, bis sie kam, dauerte es eine geraume Weile, während der ich nervös vor gespannter Erwartung auf und ab schritt, starr auf ihr Fenster blickte, hinter dem das Zimmer, schwarz wie die Nacht, mich angähnte; nur hin und wieder bligte es darin auf, wie Wetterleuchten: ich sah den schön gerundeten Arm, den schimmernden Nacken — sie machte Toilette. Ja, und dann kam sie — Anmuth von Kopf bis Fuß — Geschmack von Hut bis Schuh — stolz ob solchen Wildes hob sich meine Brust.

Wir stellten uns gegenseitig vor; aus dem kleinen Mädchenklang es mit reizendem polnischem Accent gar allerliebste:

Elsbiettha u. s. w. — mehr sage ich nicht, Diskretion ist Ehrensache. Wir gingen spazieren, plauderten zuerst, wie es sittsamen Leuten geziemt, von Kunst und Wissenschaft, — dann, wie es jungen Leuten gefällt, von Liebe und Freundschaft, — schließlich, wie es verliebten Leuten behagt, von Küßchen . . .

„Was? In Deinem Zimmer?“

— Nun ja, ich hatte ihre Einwilligung dazu errungen, unter den heiligsten Schwüren, artig zu sein — da hatte sie bei dem geringsten Veruche meinerseits, meineidig auch nur ein kleines, äußeres Zeichen ihrer Günst zu erhaschen, ein strenges „Mein Herr, ich gehe!“ bei der Hand; und knirschend in diesem scharfen Bügel sprach ich gar poetisch von Liebeswonne und Seligkeit — ach! und verging schier vor eitel Seligkeit. So plauderten wir. Sie sprach viel und gut. Durch ihre Reden ging es bald wie ein Hauch sanfter, ja frommer Schwärmerei, bald wie der Sturmwind glühender, entfesselter Leidenschaft und dann wieder wie die leise Stimme entsagungstropher Schwermuth. Ihr steter Refrain aber war, so oft ich versuchte zärtlich zu werden — und wie oft versuchte ich es! — ein ernstes, von drohenden Blicken ihrer großen Augen begleitetes „Mein Herr, ich gehe!“

„Also ein überspanntes Frauenzimmer!“ meinte Max.

— Nenne es so — meinertwegen! Die nächste Stunde belehrte mich, daß sie einigermassen dieses Ehrentitels würdig war. Was sie auch sprach, Alles drang so rund und plastisch aus diesem rothen Mündchen hervor, das gar fecklich die Hindernisse nahm, die seine polnische Herkunft ihm bei Handhabung der deutschen Sprache in den Weg warf und oft grammatikalische Furchelbäume schlug der wunderlichsten Art. — Unsere Unterhaltung war schließlich wieder in das literarisch-aesthetische Fahrwasser geglitten . . .

„Nun, und die blaue Tinte?“ unterbrach mich mein ungeduldiger Nachbar.

— Kommt schon! Sie erzählte mir, daß sie Schriftstellerin wäre, was mir ihrem ganzen Wesen nach auch glaublich erschien, wengleich sie meinen Fragen nach ihren „Werken“ geflissentlich aus dem Wege ging.

Plötzlich stand sie vom Sopha, von eben diesem Sopha auf, schritt auf jenes Pult zu, nahm ein harmloses Fläschchen blaue Tinte . . .

„Ah! jetzt kommt's!“

— Und fragte mit einem seltsamen Blick: „Ist das Gift?“ Weiß der Himmel, was für eine Laune mich packte: ohne mir etwas dabei zu denken, springe ich auf, reiße ihr das kleine Ding aus der Hand und mit theatralischer Geberde und donnerndem Pathos rufe ich: „Heiliger Gott! Rühren Sie nicht an! Das ist Gift! — Gift! — und was für eines! Schon die bloßen Dämpfe, die sich bei gelockertem Pfropfen herausdrängen, sind gefährlich! Hüten Sie sich, sonst sind Sie ein Opfer des Todes, des grausamsten, schmerzvollsten Todes; arme Elsbiettha!“

„Geben Sie mir die Flasche!“ sprach sie ganz ernst und feierlich, und wieder traf mich ihr halb lauender, halb bittender Blick — „geben Sie mir die Flasche, wenn sie Gift enthält — ich will Gift haben.“

„Unglückselige!“ rief ich — mich kitzelte der Gedanke, die Sache auf die Spitze zu treiben. — „Ich darf nicht, selbst wenn ich wollte! Diese Flasche habe ich aus dem Laboratorium mit heimggebracht zu besonderem Studium und muß sie wieder abliefern, sonst trifft mich Strafe.“

„Geben Sie mir die Flasche!“ rief sie eindringlich, als handle es sich um Tod und Leben, und trat dicht vor mich hin und ihre Augen bligten.

Das machte mir Spaß.

„Ich kann nicht und darf nicht!“ sagte ich. „Es ist ein fürchterliches Gift“ — und damit holte ich eines meiner naturwissenschaftlichen Bücher und zeigte ihr einen sechszehnstiligen Namen von geheimnißvoll-grauennerregendem Klange. „Ich kann nicht!“ und ich stellte das Fläschchen in ein Schubfach des Pultes.

Sie war still. Wir setzten uns wieder, und ich, warm geworden und voll loberndem Gelüste nach dem schönen Mädchen, haschte nach ihrer Hand, sie zu küssen. — „Mein Herr, ich gehe!“ — Der Widerstand reizte mich erst recht, ich drang in sie ein, bestürmte sie mit rasenden Bitten, nur um einen Kuß! Einen einzigen, kleinen Kuß! — „Mein Herr, ich gehe!“ — Ich glitt vom Sopha herab zu ihren Füßen, beschwor sie — bettelte — winselte. — „Mein Herr, ich gehe!“ Dann sprach ich wieder ruhiger, aber sie hörte mir nur mit getheilter Aufmerksamkeit zu.

„Wahrscheinlich dachte sie an einen Andern!“ spöttelte Max.

— O nein! Das erklärte sich bald. Plötzlich, ehe ich es mir versah, war sie aufgesprungen — flog an das Pult, riß den Laden auf und hielt die eroberte Flasche triumphirend in die Höhe.

Und nun entspann sich ein veritables Handgemenge, ein erbitterter Kampf um die Flasche. Elsbiethe vertheidigte sie mit der ganzen Leidenschaft, die ihr eigen war, ich griff sie an, auf's höchste durch dieses seltsame Wesen erregt, weniger des „Giftes“, als um des Kampfes selbst wegen, der mir erlaubte, das verführerische Mädchen zu umfassen, ihre weichen Hände zu fühlen, den Duft, der ihr berauschend entstieg, einzusaugen. — Ich blieb Sieger und hielt mein unschuldiges Fläschlein in der Hand.

Da trat sie mit sprühenden Augen, das Haar verwirrt, das Antlitz mit lobernder Gluth übergossen, auf mich zu: „Gieb mir das Gift!“ — Ja, sie sagte Du.

Ich schüttelte den Kopf.

„Gieb mir das Gift! Und mache dann mit mir, was Du . . .“

Ich schloß ihr den Mund mit einem Kusse und trug sie auf's Sopha, auf dieses Sopha, mein lieber Max, auf dem Du — Gott weiß, warum? — eben so unruhig hin und her rückest.

Es mochte eine geraume Zeit verstrichen sein, ich weiß es nicht — da legten sich mir, zum wievielten Male? — ich weiß es auch nicht — zwei nackte, volle Arme um den Hals, und ein glühendes Köpfchen legte sich an mein Ohr, und mit der Stimme einer Teufelin zischelte es:

„Mein süßer Fritz, ich wußte, daß es nur blaue Tinte ist.“

Ausgelöscht das Licht.

Ach Gott, mir ist zum Sterben schlecht,
Im Magen liegt mir die Welt, —
Und Lebenslust und Lebensrecht
Mir verbittert und vergällt!

Was einst bewegte das Gemüth,
Jetzt weiß ich's selber kaum,
Es ist mir ein verklung'nes Lied,
Ein längst verträumter Traum!

Was ich erhofft, ist — ach — so weit,
Erreicht hab' ich es nicht, —
Ich wollte, es wär' Schlafenszeit
Und — ausgelöscht das Licht! . . .

*

Ich flüchte zu Dir, mein schönes Kind,
Du verleidest die Hresenpein,
Du tröstest mich so süß und lind
Und — läd'st mich zum Nachtmal ein.

Aus Deinen Augen leuchtet das Glück
Und freundiger Lebensmuth
Und blaue Forellen und sanftes Asp'ic —
Ach Gott, wie schmeckt es so gut!

Und neigt sich zu mir, du holde Maid,
Dein glühendes Angelicht, —
Dann wollt' ich, es wär' Schlafenszeit
Und — ausgelöscht das Licht! . . .

Ignaz Pauer.

Neue alte Geschichten

von Catulle Mendès.

IV. Von einer schönen Edeldame, die eine Rutte von rothem Sammet trug.

I.

In der Provinz Gascoigne, die ein geeigneter Ort ist für allerhand Geschichten, weil ihre Bewohner zu sehr aus Lügen gewohnt sind, als daß sie irgend ein fabelhaftes Abenteuer unglaublich finden könnten, und zur Zeit, da die Wiesel noch keine Augen hatten, sondern statt derselben am Ende des Schwänzchens einen Edelstein trugen, der am Morgen ein Saphir, am Abend ein Rubin war, lebte auf einem Schlosse eine Edeldame, schön und verliebt zugleich. Diese beiden Eigenschaften sollten übrigens immer zusammen einhergehen; denn wozu ist die Schönheit gut, wenn man nicht verliebt ist und was taugt das Lieben, wenn man nicht schön ist? Besagte schöne Edeldame, Cécile de Sabran mit Namen, lebte aber in schwerer Bekümmerniß und hörte nicht auf zu weinen so bei Tage wie bei Nacht. Wenn ich sagen würde, daß Solches geschah, weil sie ihren verstorbenen Gemahl beklagte, so würden Sie es mir nicht glauben, — und mit Recht. Nein; die Ursache ihres tiefen Kummers war die Abwesenheit ihres Herzensfreundes Albin von Sédillac, der vor zwei Jahren nach dem Morgenlande gezogen und seitdem nicht wiedergekehrt war.

— Es war im vergangenen Winter, als ich eines schönen Tages — das heißt, der Tag wurde für mich erst schön durch das, was mir an ihm widerfuhr — durch die benachbarte Bergstraße ging. Wie gewöhnlich war sie still und unbelebt, nur wenige Passanten eilten in dem hurtigen Großstadtschritt geschäftig an mir vorüber und keiner von ihnen konnte meine Aufmerksamkeit erregen. Mein Blick, der auf der Straße keine Befriedigung fand, schweifte gedankenlos an den Fensterreihen der Häuser entlang — da plötzlich! . . . o wie allerliebste! — An einem Fenster des ersten Stockes eines philiströs und schmucklos gebauten Hauses war ein blonder Mädchenskopf sichtbar — ein Kopf! sage ich Dir — ein Kopf! . . . Wo nehme ich die Worte her, diese Fülle von Anmuth und Liebreiz zu schildern — kurz, ein Köpfchen, das mich auch, selbst wenn es milder lieblich gewesen, interessirt hätte, eben weil es ein Frauenköpfchen war. Ich blickte starr hinan, und — Du weißt, selbst ein Schlafender, sagt man, fühle die magische Kraft eines starren Blickes und erwache davon — sie hob ihr Auge und sah mich an und sah mich wieder an und — lachte.

„Sie lachte Dich aus!“ warf mein Zuhörer dazwischen.

— Oho! sie lachte mich an! Das weiß man wohl zu unterscheiden. Und wie lachte sie. Ach, ich möchte jetzt weinen, denke ich dieses Lachens, das die lustige Brücke schlug zwischen ihrem Herzen und dem meinen. Schließlich stand sie auf und ich sah sie bekleidet . . .

„Bekleidet? Donnerwetter! das ist viel!“ unterbrach mich Max in cynischer Weise.

— Ja, lachte ich, ich gebe zu, daß ich anfangen wollte zu übertreiben. Ein offenes, spitzenbesetztes Zäckchen gab sich Mühe, sie zu verhüllen. Ich war geblendet.

„Von dem Zäckchen?“

— Nein, von dem was ich darunter halb sah und halb errieth. Sie stand, wahrscheinlich um üblen Kennund bei ehrsamem Nachbarn zu vermeiden, etwas vom Fenster entfernt, indeß ich, voll zarter Rücksicht für sie und mich, in den dunkeln Flur des gegenüberliegenden Hauses trat. Und nun begann ein bedeutungsvolles Spiel mit Augen und Handbewegungen hinüber und herüber, ein Winken, Nicken, Schütteln, und, um es kurz zu machen, das schöne Ende vom Liede war: Wehe Dir, wenn Du wagst, zu mir heraufzukommen, aber — ich will zu Dir hinuntersteigen.

Und sie kam! Der Engel schwebte hernieder, nicht auf buntschillernden Flügeln, sondern auf den zierlichsten Füßchen, nicht mit der Palme des Friedens, — nein! mit dem Schirme der Sonne.

„In dieser Untoilette, die Du beschreibst?“ fragte Max.

— O nein, bis sie kam, dauerte es eine geraume Weile, während der ich nervös vor gespannter Erwartung auf und ab schritt, starr auf ihr Fenster blickte, hinter dem das Zimmer, schwarz wie die Nacht, mich angähnte; nur hin und wieder bligte es darin auf, wie Wetterleuchten: ich sah den schön gerundeten Arm, den schimmernden Nacken — sie machte Toilette. Ja, und dann kam sie — Anmuth von Kopf bis Fuß — Geschmack von Hut bis Schuh — stolz ob solchen Wildes hob sich meine Brust.

Wir stellten uns gegenseitig vor; aus dem kleinen Mündchen klang es mit reizendem polnischem Accent gar allerliebste:

„Elsbiettha u. s. w. — mehr sage ich nicht, Diskretion ist Ehrensache. Wir gingen spazieren, plauderten zuerst, wie es sittsamen Leuten geziemt, von Kunst und Wissenschaft, — dann, wie es jungen Leuten gefällt, von Liebe und Freundschaft, — schließlich, wie es verliebten Leuten behagt, von Küßchen . . .“

„Was? In Deinem Zimmer?“

— Nun ja, ich hatte ihre Einwilligung dazu errungen, unter den heiligsten Schwüren, artig zu sein — da hatte sie bei dem geringsten Versuche meinerseits, meineidig auch nur ein kleines, äußeres Zeichen ihrer Gunst zu erhaschen, ein strenges „Mein Herr, ich gehe!“ bei der Hand; und knirschend in diesem scharfen Zügel sprach ich gar poetisch von Liebeswonne und Seligkeit — ach! und verging schier vor eitel Seligkeit. So plauderten wir. Sie sprach viel und gut. Durch ihre Reden ging es bald wie ein Hauch sanfter, ja frommer Schwärmerei, bald wie der Sturmwind glühender, entfesselter Leidenschaft und dann wieder wie die leise Stimme entsagungstropher Schwermuth. Ihr steter Refrain aber war, so oft ich verjuchte zärtlich zu werden — und wie oft verjuchte ich es! — ein ernstes, von drohenden Blicken ihrer großen Augen begleitetes „Mein Herr, ich gehe!“

„Also ein überspanntes Frauenzimmer!“ meinte Max.

— Renne es so — meinethwegen! Die nächste Stunde belehrte mich, daß sie einigermaßen dieses Ehrentitels würdig war. Was sie auch sprach, Alles drang so rund und plastisch aus diesem rothen Mündchen hervor, das gar kecklich die Hindernisse nahm, die seine polnische Herkunft ihm bei Handhabung der deutschen Sprache in den Weg warf und oft grammatikalische Purzelbäume schlug der wunderbarsten Art. — Unsere Unterhaltung war schließlich wieder in das literarisch-aesthetische Fahrwasser gegliitten . . .

„Nun, und die blaue Tinte?“ unterbrach mich mein ungeduldiger Nachbar.

— Kommt schon! Sie erzählte mir, daß sie Schriftstellerin wäre, was mir ihrem ganzen Wesen nach auch glaublich erschien, wenngleich sie meinen Fragen nach ihren „Werken“ geflissentlich aus dem Wege ging.

Pfötzlich stand sie vom Sopha, von eben diesem Sopha auf, schritt auf jenes Pult zu, nahm ein harmloses Fläschchen blaue Tinte . . .

„Ah! jetzt kommt's!“

— Und fragte mit einem seltsamen Blick: „Ist das Gift?“ Weiß der Himmel, was für eine Laune mich packte: ohne mir etwas dabei zu denken, springe ich auf, reiße ihr das kleine Ding aus der Hand und mit theatralischer Geberde und donnerndem Pathos rufe ich: „Heiliger Gott! Rühren Sie nicht an! Das ist Gift! — Gift! — und was für eines! Schon die bloßen Dämpfe, die sich bei gelockertem Pfropfen herausdrängen, sind gefährlich! Hüthen Sie sich, sonst sind Sie ein Opfer des Todes, des grausamsten, schmerzvollsten Todes; arme Elsbiettha!“

„Geben Sie mir die Flasche!“ sprach sie ganz ernst und feierlich, und wieder traf mich ihr halb lauernder, halb bitrender Blick — „geben Sie mir die Flasche, wenn sie Gift enthält — ich will Gift haben.“

„Unglückselige!“ rief ich — mich kitzelte der Gedanke, die Sache auf die Spitze zu treiben. — „Ich darf nicht, selbst wenn ich wollte! Diese Flasche habe ich aus dem Laboratorium mit heimgebracht zu besonderem Studium und muß sie wieder abliefern, sonst trifft mich Strafe.“

„Geben Sie mir die Flasche!“ rief sie eindringlich, als handle es sich um Tod und Leben, und trat dicht vor mich hin und ihre Augen bligten.

Das machte mir Spaß.

„Ich kann nicht und darf nicht!“ sagte ich. „Es ist ein fürchterliches Gift“ — und damit holte ich eines meiner naturwissenschaftlichen Bücher und zeigte ihr einen sechszehnstbigen Namen von geheimnißvoll-graunerregendem Klange. „Ich kann nicht!“ und ich stellte das Fläschchen in ein Schubfach des Pultes.

Sie war still. Wir setzten uns wieder, und ich, warm geworden und voll loderndem Gelüste nach dem schönen Mädchen, haßte nach ihrer Hand, sie zu küssen. — „Mein Herr, ich gehe!“ — Der Widerstand reizte mich erst recht, ich drang in sie ein, bestürmte sie mit rasenden Bitten, nur um einen Kuß! Einen einzigen, kleinen Kuß! — „Mein Herr, ich gehe!“ — Ich glitt vom Sopha herab zu ihren Füßen, beschwor sie — bettelte — winselte. — „Mein Herr, ich gehe!“ Dann sprach ich wieder ruhiger, aber sie hörte mir nur mit getheilter Aufmerksamkeit zu.

„Wahrscheinlich dachte sie an einen Andern!“ spöttelte Max.

— O nein! Das erklärte sich bald. Plötzlich, ehe ich es mir versah, war sie aufgesprungen — flog an das Pult, riß den Laden auf und hielt die eroberte Flasche triumphirend in die Höhe.

Und nun entspann sich ein veritables Handgemenge, ein erbitterter Kampf um die Flasche. Elsbietha vertheidigte sie mit der ganzen Leidenschaft, die ihr eigen war, ich griff sie an, auf's höchste durch dieses seltsame Wesen erregt, weniger des „Giftes“, als um des Kampfes selbst wegen, der mir erlaubte, das verführerische Mädchen zu umfassen, ihre weichen Hände zu fühlen, den Duft, der ihr heraufschend entstieg, einzusaugen. — Ich blieb Sieger und hielt mein unschuldiges Fläschlein in der Hand.

Da trat sie mit sprühenden Augen, das Haar verwirrt, das Antlitz mit lodernder Gluth übergossen, auf mich zu:

„Gieb mir das Gift!“ — Ja, sie sagte Du.

Ich schüttelte den Kopf.

„Gieb mir das Gift! Und mache dann mit mir, was Du . . .“

Ich schloß ihr den Mund mit einem Kusse und trug sie auf's Sopha, auf dieses Sopha, mein lieber Max, auf dem Du — Gott weiß, warum? — eben so unruhig hin und her rückst.

Es mochte eine geraume Zeit verstrichen sein, ich weiß es nicht — da legten sich mir, zum wievielten Male? — ich weiß es auch nicht — zwei nackte, volle Arme um den Hals, und ein glühendes Köpfchen legte sich an mein Ohr, und mit der Stimme einer Teufelin zischelte es:

„Mein süßer Fritz, ich wußte, daß es nur blaue Tinte ist.“

Ausgelöscht das Licht.

Ach Gott, mir ist zum Sterben schlecht,
Im Magen liegt mir die Welt, —
Und Lebenslust und Lebensrecht
Ist verbittert und vergällt!

Was einst bewegte das Gemüth,
Ietzt weiß ich's selber kaum,
Es ist mir ein verklung'nes Lied,
Ein längst verträumter Traum!

Was ich erhofft, ist — ach! — so weit,
Erreicht hab' ich es nicht, —
Ich wollte, es wär' Schlafenszeit
Und — ausgelöscht das Licht!

*

Ich flüchte zu Dir, mein schönes Kind,
Du verschwendest die Seelenpein,
Du tröstest mich so süß und lind
Und — läd'ist mich zum Nachtmal ein.

Aus Deinen Augen leuchtet das Glück
Und freudiger Lebensmuth
Und blaue Forellen und sanftes Aspice —
Ach Gott, wie schmeckt es so gut!

Und neigt sich zu mir, du holde Maid,
Dein glühendes Angelicht, —
Dann wollt' ich, es wär' Schlafenszeit
Und — ausgelöscht das Licht!

Ignaz Pauer.

Neue alte Geschichten

von Catulle Mendès.

IV. Von einer schönen Edeldame, die eine Kutte von rothem Sammet trug.

I.

In der Provinz Gascoigne, die ein geeigneter Ort ist für allerhand Geschichten, weil ihre Bewohner zu sehr ans Lügen gewohnt sind, als daß sie irgend ein fabelhaftes Abenteuer unglaublich finden könnten, und zur Zeit, da die Wiesel noch keine Augen hatten, sondern statt derselben am Ende des Schwänzchens einen Edelstein trugen, der am Morgen ein Saphir, am Abend ein Rubin war, lebte auf einem Schlosse eine Edeldame, schön und verliebt zugleich. Diese beiden Eigenschaften sollten übrigens immer zusammen einhergehen; denn wozu ist die Schönheit gut, wenn man nicht verliebt ist und was taugt das Lieben, wenn man nicht schön ist? Befagte schöne Edeldame, Cécile de Sabran mit Namen, lebte aber in schwerer Bekümmerniß und hörte nicht auf zu weinen so bei Tage wie bei Nacht. Wenn ich sagen würde, daß Solches geschah, weil sie ihren verstorbenen Gemahl beklagte, so würden Sie es mir nicht glauben, — und mit Recht. Nein; die Ursache ihres tiefen Kummer's war die Abwesenheit ihres Herzensfreundes Albin von Sedillac, der vor zwei Jahren nach dem Morgenlande gezogen und seitdem nicht wiedergekehrt war.

— Es war im vergangenen Winter, als ich eines schönen Tages — das heißt, der Tag wurde für mich erst schön durch das, was mir an ihm widerfuhr — durch die benachbarte Bergstraße ging. Wie gewöhnlich war sie still und unbelebt, nur wenige Passanten eilten in dem hurtigen Großstadtschritt geschäftig an mir vorüber und keiner von ihnen konnte meine Aufmerksamkeit erregen. Mein Blick, der auf der Straße keine Befriedigung fand, schweifte gedankenlos an den Fensterreihen der Häuser entlang — da plötzlich! . . . o wie allerliebt! — An einem Fenster des ersten Stockes eines philiströs und schmucklos gebauten Hauses war ein blonder Mädchenkopf sichtbar — ein Kopf! sage ich Dir — ein Kopf! . . . Wo nehme ich die Worte her, diese Fülle von Anmuth und Liebreiz zu schildern — kurz, ein Köpfchen, das mich auch, selbst wenn es minder lieblich gewesen, interessirt hätte, eben weil es ein Frauenköpfchen war. Ich blickte starr hinan, und — Du weißt, selbst ein Schlafender, sagt man, fühle die magische Kraft eines starren Blickes und erwache davon — sie hob ihr Auge und sah mich an und sah mich wieder an und — lachte.

„Sie lachte Dich aus!“ warf mein Zuhörer dazwischen.

— Oho! sie lachte mich an! Das weiß man wohl zu unterscheiden. Und wie lachte sie. Ach, ich möchte jetzt weinen, denke ich dieses Lachens, das die lustige Brücke schlug zwischen ihrem Herzen und dem meinen. Schließlich stand sie auf und ich sah sie bekleidet . . .

„Bekleidet? Donnerwetter! das ist viel!“ unterbrach mich Max in cynischer Weise.

— Ja, lachte ich, ich gebe zu, daß ich anfangen wollte zu überreiben. Ein offenes, spitzenbesetztes Jäckchen gab sich Mühe, sie zu verhüllen. Ich war geblendet.

„Von dem Jäckchen?“

— Nein, von dem was ich darunter halb sah und halb errieth. Sie stand, wahrscheinlich um üblen Leumund bei ehrsamem Nachbarn zu vermeiden, etwas vom Fenster entfernt, indeß ich, voll zarter Rücksicht für sie und mich, in den dunkeln Flur des gegenüberliegenden Hauses trat. Und nun begann ein bedeutungsvolles Spiel mit Augen und Handbewegungen hinüber und herüber, ein Winken, Nicken, Schütteln, und, um es kurz zu machen, das schöne Ende vom Liede war: Wehe Dir, wenn Du wagst, zu mir heraufzukommen, aber — ich will zu Dir hinuntersteigen.

Und sie kam! Der Engel schwebte hernieder, nicht auf buntschillernden Flügeln, sondern auf den zierlichsten Füßchen, nicht mit der Palme des Friedens, — nein! mit dem Schirme der Sonne.

„In dieser Untoilette, die Du beschreibst?“ fragte Max.

— O nein, bis sie kam, dauerte es eine geraume Weile, während der ich nervös vor gespannter Erwartung auf und ab schritt, starr auf ihr Fenster blickte, hinter dem das Zimmer, schwarz wie die Nacht, mich angähnte; nur hin und wieder bligte es darin auf, wie Wetterleuchten: ich sah den schön gerundeten Arm, den schimmernden Nacken — sie machte Toilette. Ja, und dann kam sie — Anmuth von Kopf bis Fuß — Geschmack von Hut bis Schuh — stolz ob solchen Wildes hob sich meine Brust.

Wir stellten uns gegenseitig vor; aus dem kleinen Mündchen klang es mit reizendem polnischem Accent gar allerliebt:

„Elsbietha u. s. w. — mehr sage ich nicht, Diskretion ist Ehrensache. Wir gingen spazieren, plauderten zuerst, wie es sitzamen Leuten geziemt, von Kunst und Wissenschaft, — dann, wie es jungen Leuten gefällt, von Liebe und Freundschaft, — schließlich, wie es verliebten Leuten behagt, von Klüssen . . .

„Was? In Deinem Zimmer?“

— Nun ja, ich hatte ihre Einwilligung dazu errungen, unter den heiligsten Schwüren, artig zu sein — da hatte sie bei dem geringsten Versuche meinerseits, meineidig auch nur ein kleines, äußeres Zeichen ihrer Gunst zu erhaschen, ein strenges „Mein Herr, ich gehe!“ bei der Hand; und knirschend in diesem scharfen Bügel sprach ich gar poetisch von Liebeswonne und Seligkeit — ach! und verging schier vor eitel Seligkeit. So plauderten wir. Sie sprach viel und gut. Durch ihre Reden ging es bald wie ein Hauch sanfter, ja frommer Schwärmerei, bald wie der Sturmwind glühender, entfesselter Leidenschaft und dann wieder wie die leise Stimme entsagungsfroher Schwermuth. Ihr steter Refrain aber war, so oft ich versuchte zärtlich zu werden — und wie oft versuchte ich es! — ein ernstes, von drohenden Blicken ihrer großen Augen begleitetes „Mein Herr, ich gehe!“

„Also ein überspanntes Frauenzimmer!“ meinte Max.

— Nenne es so — meinetwegen! Die nächste Stunde belehrte mich, daß sie einigermaßen dieses Ehrentitels würdig war. Was sie auch sprach, Alles drang so rund und plastisch aus diesem rothen Mündchen hervor, das gar kecklich die Hindernisse nahm, die seine polnische Herkunft ihm bei Handhabung der deutschen Sprache in den Weg warf und oft grammatikalische Furchelbäume schlug der wunderbarlichsten Art. — Unsere Unterhaltung war schließlich wieder in das literarisch-ästhetische Fahrwasser geglitten . . .

„Nun, und die blaue Tinte?“ unterbrach mich mein ungeduldiger Nachbar.

— Kommt schon! Sie erzählte mir, daß sie Schriftstellerin wäre, was mir ihrem ganzen Wesen nach auch glaublich erschien, weungleich sie meinen Fragen nach ihren „Werken“ geflissentlich aus dem Wege ging.

Plötzlich stand sie vom Sopha, von eben diesem Sopha auf, schritt auf jenes Pult zu, nahm ein harmloses Fläschchen blaue Tinte . . .

„Ah! jetzt kommt's!“

— Und fragte mit einem seltsamen Blick: „Ist das Gift?“ Weiß der Himmel, was für eine Laune mich packte: ohne mir etwas dabei zu denken, springe ich auf, reiße ihr das kleine Ding aus der Hand und mit theatralischer Geberde und donnerndem Pathos rufe ich: „Heiliger Gott! Rühren Sie nicht an! Das ist Gift! — Gift! — und was für eines! Schon die bloßen Dämpfe, die sich bei gelockertem Pfropfen herausdrängen, sind gefährlich! Hüten Sie sich, sonst sind Sie ein Opfer des Todes, des grausamsten, schmerzvollsten Todes; arme Elsbietha!“

„Geben Sie mir die Flasche!“ sprach sie ganz ernst und feierlich, und wieder traf mich ihr halb lauernder, halb bitterer Blick — „geben Sie mir die Flasche, wenn sie Gift enthält — ich will Gift haben.“

„Unglückselige!“ rief ich — mich figelte der Gedanke, die Sache auf die Spitze zu treiben. — „Ich darf nicht, selbst wenn ich wollte! Diese Flasche habe ich aus dem Laboratorium mit heimgebracht zu besonderem Studium und muß sie wieder abliefern, sonst trifft mich Strafe.“

„Geben Sie mir die Flasche!“ rief sie eindringlich, als handle es sich um Tod und Leben, und trat dicht vor mich hin und ihre Augen blitzten.

Das machte mir Spaß.

„Ich kann nicht und darf nicht!“ sagte ich. „Es ist ein fürchterliches Gift“ — und damit holte ich eines meiner naturwissenschaftlichen Bücher und zeigte ihr einen sechszehnstübigen Namen von geheimnißvoll-grauenerregendem Klange. „Ich kann nicht!“ und ich stellte das Fläschchen in ein Schubfach des Pultes.

Sie war still. Wir setzten uns wieder, und ich, warm geworden und voll lodernendem Gelüste nach dem schönen Mädchen, hauchte nach ihrer Hand, sie zu küssen. — „Mein Herr, ich gehe!“ — Der Widerstand reizte mich erst recht, ich drang in sie ein, bestürmte sie mit rasenden Bitten, nur um einen Kuß! Einen einzigen, kleinen Kuß! — „Mein Herr, ich gehe!“ — Ich glitt vom Sopha herab zu ihren Füßen, beschwor sie — bettelte — winselte. — „Mein Herr, ich gehe!“ Dann sprach ich wieder ruhiger, aber sie hörte mir nur mit getheilter Aufmerksamkeit zu.

„Wahrscheinlich dachte sie an einen Andern!“ spöttelte Max.

— O nein! Das erklärte sich bald. Plötzlich, ehe ich es mir versah, war sie aufgesprungen — flog an das Pult, riß den Laden auf und hielt die eroberte Flasche triumphirend in die Höhe.

Und nun entspann sich ein veritables Handgemenge, ein erbitterter Kampf um die Flasche. Elsbiethe vertheidigte sie mit der ganzen Leidenschaft, die ihr eigen war, ich griff sie an, auf's höchste durch dieses seltsame Wesen erregt, weniger des „Giftes“, als um des Kampfes selbst wegen, der mir erlaubte, das verführerische Mädchen zu umfassen, ihre weichen Hände zu fühlen, den Duft, der ihr heraufschend entstieg, einzufangen. — Ich blieb Sieger und hielt mein unschuldiges Fläschlein in der Hand.

Da trat sie mit sprühenden Augen, das Haar verwirrt, das Antlitz mit lodernem Gluth übergossen, auf mich zu: „Gieb mir das Gift!“ — Ja, sie sagte Du.

Ich schüttelte den Kopf.

„Gieb mir das Gift! Und mache dann mit mir, was Du . . .“

Ich schloß ihr den Mund mit einem Kusse und trug sie auf's Sopha, auf dieses Sopha, mein lieber Max, auf dem Du — Gott weiß, warum? — eben so unruhig hin und her rückest.

— — — — —
Es mochte eine geraume Zeit verstrichen sein, ich weiß es nicht — da legten sich mir, zum wievielten Male? — ich weiß es auch nicht — zwei nackte, volle Arme um den Hals, und ein glühendes Köpfchen legte sich an mein Ohr, und mit der Stimme einer Teufelin zischelte es:

„Mein süßer Fritz, ich wußte, daß es nur blaue Tinte ist.“

Ausgelöscht das Licht.

Ach Gott, mir ist zum Sterben schlecht,
Im Magen liegt mir die Welt, —
Und Lebenslust und Lebensrecht
Mir verbittert und vergällt!

Was einst bewegte das Gemüth,
Jetzt weiß ich's selber kaum,
Es ist mir ein verklung'nes Lied,
Ein längst verträumter Traum!

Was ich erhofft, ist — ach! — so weit,
Erreicht hab' ich es nicht, —
Ich wollte, es wär' Schlafenszeit
Und — ausgelöscht das Licht!

*

Ich flüchte zu Dir, mein schönes Kind,
Du verschwendest die Seelenpein,
Du tröstest mich so süß und lind
Und — läd'st mich zum Nachtmal ein.

Aus Deinen Augen leuchtet das Glück
Und freundiger Lebensmuth
Und blaue Forellen und sanftes Aspiz —
Ach Gott, wie schmeckt es so gut!

Und neigt sich zu mir, du holde Maid,
Dein glühendes Angesicht, —
Dann wollt' ich, es wär' Schlafenszeit
Und — ausgelöscht das Licht!

Ignaz Pauer.

Neue alte Geschichten

von Catulle Mendès.

IV. Von einer schönen Edeldame, die eine Kutte von rothem Sammet trug.

I.

In der Provinz Gasconne, die ein geeigneter Ort ist für allerhand Geschichten, weil ihre Bewohner zu sehr ans Lügen gewohnt sind, als daß sie irgend ein fabelhaftes Abenteuer unglaublich finden könnten, und zur Zeit, da die Wiesel noch keine Augen hatten, sondern statt derselben am Ende des Schwänzchens einen Edelstein trugen, der am Morgen ein Saphir, am Abend ein Rubin war, lebte auf einem Schlosse eine Edeldame, schön und verliebt zugleich. Diese beiden Eigenschaften sollten übrigens immer zusammen einhergehen; denn wozu ist die Schönheit gut, wenn man nicht verliebt ist und was taugt das Lieben, wenn man nicht schön ist? Besagte schöne Edeldame, Cécile de Sabran mit Namen, lebte aber in schwerer Bekümmerniß und hörte nicht auf zu weinen so bei Tage wie bei Nacht. Wenn ich sagen würde, daß Solches geschah, weil sie ihren verstorbenen Gemahl beklagte, so würden Sie es mir nicht glauben, — und mit Recht. Nein; die Ursache ihres tiefen Kummers war die Abwesenheit ihres Herzensfreundes Albin von Sébillac, der vor zwei Jahren nach dem Morgenlande gezogen und seitdem nicht wiedergekehrt war.

Es war eitle Mühe, daß die tapfersten Ritter und die süßesten Minnesänger sich in Liebe für sie verzehrten; sie wollte nichts hören und dachte nur an den theuren Verschwundenen. Sie gedachte des schönen Antlitzes und der stolzen Haltung Albins, seiner angenehmen Reden, mit welchen er, auf einem silbergestickten Polster vor ihr knieend, ihr Kurzweil zu verschaffen wußte; und sie erinnerte sich noch vieler anderer Dinge, die ihr gar lieblich gewesen. Denn der edle Ritter von Sébillac füllte seine Zeit nicht bloß mit Reden aus; er war gewandt wie kein Zweiter in stillen Geberden, welche die Augen zärtlich veranlagter Frauen in süßer Wonne ausleuchten lassen und ein himmlisches Lächeln auf ihre Lippen zaubern. Wenn man in solchen Augenblicken Cécile gesagt hätte: „Kommt, Ihr sollt in einen glückseligen Engel des Paradieses umgewandelt werden“ — sie würde sicherlich geantwortet haben: „Geduld . . . noch ein Weilchen . . .“ oder sie würde, mit anderen Dingen vollauf beschäftigt, überhaupt nicht geantwortet haben.

Nach so vielem Glücke, das sie ehemals genossen, war sie jetzt über alle Maßen unglücklich, so daß sie, unfähig ihr Leid länger zu tragen, eine Wallfahrt nach der Grotte der heiligen Agnes zu machen beschloß, in der Hoffnung, durch Gebete und fromme Spenden die Rückkehr ihres Herzensfreundes zu erwirken. Wäre sie eine Bäuerin oder Bürgerin gewesen, deren Haut nicht durch den langen Gebrauch duftiger Wasser und würziger Oele verweichlicht und geglättet war, sie hätte gewiß nicht ermangelt, für diesen Pilgergang ein großes, härenes Gewand anzulegen, um ihren Leib zu kasteien. Allein es war Sitte zu jenen Zeiten, daß die Pilgerinnen nur ein Gewand tragen, ohne Rock oder Hemd darunter und man kann sich wohl denken, daß eine so zarte Dame wie Cécile de Sabran sich nicht entschließen konnte, irgend einen groben Stoff zu tragen, der ihre feine, empfindliche Haut zerkratzt haben würde. Sie ließ sich daher von einer ihrer Kammerfrauen, die in ähnlichen Arbeiten sehr geschickt war, eine Kutte aus rothem Sammet anfertigen, die sie vom Halse bis zu den Knöcheln eng einhüllte und sich sanft und liebkosend an ihren Leib legte. So machte sie sich barfüßig auf den Weg. Diese kleinen, über Sand und Kiesel dahinschreitenden Füßchen waren so fein und so weiß, daß die Schmetterlinge in ganzen Schwärmen ihnen folgten, weil sie glaubten, daß Lilien auf der Straße ausgestreut würden.

Man konnte sich keinen öderen, unwirthlicheren Weg denken, als derjenige war, der zur heiligen Grotte führte. Cécile von Sabran mußte über spitze Steine, zwischen Disteln und Dornen dahin schreiten. Zwischen hohen, schwarzen Felsenwänden stand das kleine Bild der heiligen Agnes, aus bemaltem Holze geschnitzt, das aber seine Farben schon fast ganz eingebüßt hatte; ja für das Bild einer durch ihre Barmherzigkeit berühmten Heiligen blickte die Statue mürrisch und verdrossen genug drein. Allein die Pilgerin ließ sich nicht entmuthigen, weder durch den schlechten Weg, noch durch das unfreundliche Aussehen Derjenigen, die sie anzusehen gekommen war. Sie sank vor der Heiligen in die Kniee und legte ein Eisenbeinfäßchen als Opfergabe nieder, das mit Halsbändern, Ringen und kostbarem Geschmeide aller Art gefüllt war, in dem Glauben, daß eine Heilige, weil sie Frau ist,

Zuwelen lieben müsse. Dann schilderte sie ihren Kummer in so glühenden Worten und unter so aufrichtigen Thränen, daß die heilige Agnes, obgleich von Holz, dadurch gerührt ward und segnend den Arm nach ihr ausstreckte, indem sie sprach:

— Dein frommer Eifer soll nicht unbelohnt bleiben; Du wirst in Bälde Deinen Herzensfreund wiedersehen.

— Oh, mildherzige Heilige! flüsterte Cécile in süßem Schrecken.

— Allein, fuhr die heilige Agnes fort, so unschuldig ich auf Erden auch war und im Himmel allezeit bleiben werde, so ist es mir doch bekannt, daß es Frauen Deines Alters nicht selten widerfährt, sich seltsamen und tadelswerthen Gedanken hinzugeben und Da hast wohl nicht gehofft, daß ich Dir Gelegenheit bieten würde zu der abscheulichen Sünde, zu der Du vielleicht nur zu sehr hinneigst. Das wäre für eine Heilige ein sehr unpassendes Thun. Du wirst also, wie gesagt, Deinen Freund wiedersehen, aber nur unter einer Bedingung.

— Und die wäre? fragte Cécile nicht ohne Unruhe.

— Höre mir aufmerksam zu und wisse, daß die härtesten Strafen Deiner harren, so Du mir nicht gehorchen wirst. Diese Kutte von rothem Sammet, die Dich einhüllt vom Halse bis zu den Knöcheln und in welcher Du eng eingeschlossen bist, wie ein Degen in der Scheide, — Du darfst sie in Gegenwart Albins von Sébillac niemals ablegen.

— Ach! seufzte Cécile. — Aber ich darf sie wohl, wie zufällig, sich da und dort öffnen lassen?

— Du darfst sie nicht sich öffnen lassen.

— Dann ist es mir wohl erlaubt, sie langsam über die Arme herabgleiten zu lassen?

— Nein, Du darfst sie nicht herabgleiten lassen.

— Ich verstehe, anbetungswürdige Heilige! Du würdest nicht zürnen, wenn mein Herzensfreund mit einer List, die ich nicht rechtzeitig bemerken würde, die Kutte von rothem Sammet geschickt, und nicht höher als nöthig, aufheben würde?

— Du wirst ihn hindern, die Kutte auch nur im Geringssten aufzuheben.

Nach diesen Worten ließ die Heilige den Arm sinken, und blieb von da ab stumm und unbeweglich.

II.

Unbeschreiblich war die Freude der beiden Liebenden, als sie wieder vereinigt waren. Sie wurden nicht müde, einander zu betrachten und einander anzuhören. Immer wieder nöthigte Cécile ihren Herzensritter ihr die Heldenthaten zu erzählen, die im Kreuzzuge ihn mit Ruhm bedeckten. Doch was sie mehr als alles Andere interessirte, war die Geschichte seiner Flucht. Aus einem unermeßlich hohen Thurme, wo er gefangen gesessen, war er entflohen mit der bloßen Hilfe eines Streifen Linnens, nicht länger als der Arm eines neugeborenen Kindes. Um die Wahrheit zu sagen, gelang ihm dies nicht ganz ohne Hexerei. Der Zauberer, der dem Gefangenen das Stückchen Linnen gebracht, lehrte ihn zugleich einen Zauberspruch, dank welchem das Stückchen Linnen, ohne zu zerreißen oder schleißig zu werden, so lang und so breit wurde, als nöthig war. Nichtsdestoweniger bewunderte Cécile die Kühnheit, mit welcher Ritter Albin in einer finsternen Nacht sich von dem unermeßlich hohen Thurme herniederließ.

Doch Albin von Sédillac war — wie wir bereits wissen — nicht der Mann, der sich mit Worten begnügte. Sobald die Schatten des Abends die hohen Fenster des Saales verdunkelten, nahm er die Freundin seines Herzens voll zärtlicher Leidenschaft in seine Arme; und seine Leidenschaft war sehr natürlich, denn Cécile de Sabran war die schönste Edeldame der Gascoigne und ihr Ritter hatte ebenso durch seine seit zwei Jahren bewahrte Treue wie durch seine Heldenthaten im Lande der Heiden sich um ihre Gunst verdient gemacht. Man stelle sich denn seine Verzweiflung und seinen Zorn vor, als er von Cécile erfuhr, um welchen Preis sie ihn wiedergewonnen hatte und wie sie nun die Gefangene ihrer Rutte sei. Und frommgläubig wie er war, durfte er dieses abscheuliche Kleid nicht in Stücke zerreißen, wie er am liebsten gethan hätte, ohne sein Herzenslieb den größten Gefahren auszusetzen! . . .

Der Kummer des Ritters war groß; aber wie lange der Kummer währte, das weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Thatsache ist, daß am andern Morgen ein junger Page, der neugierig und neidisch an der Thüre seiner Herrin horchte, keine Klagen mehr vernahm, sondern ein Seufzen und Wimmern, das weit mehr Dankbarkeit und Zufriedenheit, als Schmerz oder Wuth auszudrücken schien.

III.

Zwei Tage später machte Cécile von Sabran, angethan mit ihrem schönen Büßerkleide und barfüßig, sich abermals auf den Weg nach der Grotte der heiligen Agnes. Sie hatte geträumt, daß sie unverweilt sich zu dem sprechenden Heiligenbilde begeben müsse und sie wagte es nicht, den Gehorsam zu verweigern. Gebrochen sank sie in die Kniee, als sie vor der Statue der Heiligen erschien, die mütterlicher und drohender denn je dreinblickte, und den Arm ausstreckend sich also vernehmen ließ:

— Du hast denn von meiner mitleidsvollen Unterstützung den schändlichsten Gebrauch gemacht und bist, mich täuschen wollend, von neuem der Sünde verfallen. Du hast Grund zu zittern, denn Dein Ungehorsam soll grausam gestraft werden.

— Ach, stammelte Cécile noch immer auf den Knien liegend, — es ist nur zu wahr, daß ich abermals der Sünde verfiel; aber, oh furchtbare Heilige, ich bin Dir nicht ungehorsam gewesen.

— Wie? Du hast nicht in Gegenwart Deines Herzensfreundes die Rutte abgelegt, in der Du eng eingeschlossen warst, wie ein Degen in der Scheide?

— Nein.

— Dann hast Du sie wohl da und dort sich öffnen lassen?

— Auch Das that ich nicht.

— So hast Du sie denn langsam über die Arme herabgleiten lassen?

— Ich ließ sie nicht herabgleiten.

— Ich verstehe, abscheuliche Sünderin! Du ließest es geschehen, daß er mit listiger Hand das Kleid aufhebe, vielleicht gar mehr als nöthig war?

— Er hat es nicht im Mindesten aufgehoben. Erfahre denn die Wahrheit, paradiesische Jungfrau! Albin von Sédillac kennt die Zauberworte, die man sprechen muß, damit ein Stoff, mag es nun Leinen oder Seide sein, so lang und so breit

werde, wie man will. Er hat diese Zauberworte gesprochen und so geschah es, süße Heilige, daß ich ohne ungehorsam zu werden . . .

Sie wagte nicht zu vollenden. Am ganzen Leibe zitternd warf sie sich zur Erde und war gewärtig, daß die Felsenmauern donnernd zusammenstürzen und sie unter sich für immer begraben würden. Aber nichts dergleichen geschah; und als sie allmählig aufzublicken wagte, sah sie, daß die schwarzen Steine ringsumher mit Blumen in allen Farben bestanden waren, deren offene Kelche tausend lachenden Mündern glichen; die Vögel in dem Urwalde ließen einen fröhlichen Jubelsang vernehmen, und als Cécile es wagte, die Heilige anzublicken, sah sie, daß diese nichts weniger denn mütterlich und verdrossen sei, vielmehr auf ihrem mit Rosen und Ephen bekränzten Piedestal sich in Lachen wand, daß sie sich die Seiten halten mußte, wie ein Kind, daß man figelt . . .

Und Cécile begriff, daß ihr verziehen sei und daß die spitzfindigen Verliebten den Groll der Heiligen nicht zu fürchten haben.



apiar-Schnitten.

Alte Jungfern.

Student A. Du, wir wollten ja der alten Jungfer uns gegenüber diese Nacht 'ne Ragenmusik machen; was für 'ne Melodie wählen wir da am besten?

Student B. Na, „schier dreißig Jahre“!

Student A. Gott bewahre, das muß die ja für eine riesige Schmeichelei auffassen!

*

Alte Jungfer (zum Dienstmädchen): Sie gehen also auf der Promenade stets hundert Schritte hinter mir; ich werde nun ab und zu ein Taschentuch fallen lassen, sehen Sie nun, daß es nicht irgend ein Herr aufhebt, dann thun Sie's selbst!

*

Schwiegermütter.

A. Denken Sie sich, wie seltsam: heute Morgen begrabe ich meine Schwiegermutter und gleich darauf erhalte ich die Mittheilung, daß ich in der Lotterie gewonnen!

B. Hm, die alte Geschichte; ein Glück kommt selten allein!

*

Von der Jagd.

Sonntagsjäger (der eben einen Hasen gefehlt hat): Na, da hört doch Alles auf, was das Viehzeug für 'n zähes Leben hat; auf den Racker schieß' ich nun doch schon seit sechs Wochen!

*

Unbegreiflich.

Weinhändler (bei der Kunstweinfabrikation): Ich begreife gar nicht, weshalb man das Zeug Kunstwein nennt; 's ist doch die einfachste Sache von der Welt, den zu fabriciren!

Die schöne Luciole. (8)

Roman von Charles Aubert.

XI.

Die Mageren auf der Suche nach Alexis.

Es ist zehn Uhr, schwarze Nacht.
Vor dem Gitterthor des Schlosses hält ein Karren; es ist derjenige der Mageren.

Ein Diener eilt mit einer Laterne herbei und fragt:

— Wer ist da? Was wollt ihr?

— Haben Sie meinen Bruder Alexis gesehen? Sie wissen wohl, den bleichen, kranken jungen Mann? . . .

— Wie? ihr seid es? rief der Diener zurückweichend.

— Sprechen Sie um Gottes Willen! War er hier?

— Ich glaube wohl, daß er hier war und schöne Dinge hat er angerichtet . . .

— Wie? Was hat er gethan? Haben Sie ihn gesehen?

— Wenn Sie es noch nicht wissen, so erfahren Sie denn, daß er die Baronin ermordet hat.

— Lassen Sie doch die schlechten Späße; wir sind sehr unruhig . . .

Rodion, die Sorgue und Chambardas waren vom Wagen gestiegen.

— Reden Sie doch ernsthaft; haben Sie ihn gesehen?

— Nun, ich sagte es euch ja . . .

— Wie?

— Er ist jetzt bei der Gensdarmmerie in Arpajon.

— Ach, Sie machen sich lustig über uns! stöhnte Frigoulet, dessen Angst bemitleidenswert war.

— Ich scherze nicht, versicherte der Diener. Gehet übrigens zur Gensdarmmerie.

— Zur Gensdarmmerie? fragten die Gaukler alle zugleich. Was sagt er denn?

— Ich verstehe ihn nicht, sagte Frigoulet; er behauptet, Alexis hätte die Baronin ermordet.

— Er ist verrückt! . . . er lügt . . . Er weiß nicht, was er spricht . . .

Unwillkürlich gerührt von der Angst dieser armen Leute, erzählte der Diener das furchtbare Drama, das sich am Morgen im Schlosse ereignet hatte.

— Mehr weiß ich nicht, schloß er; wendet euch an die Gensdarmmerie.

In unbeschreiblicher Niedergeschlagenheit stiegen die armen Leute in ihren Karren und Frigoulet hieb auf das Pferd los, das sich in einen raschen Trab setzte.

Sie hatten jetzt nur mehr die eine Hoffnung: daß der Diener sie getäuscht habe.

Doch warum soll er sie getäuscht haben?

Nach Verlauf von zehn Minuten hielt der Karren vor der Gensdarmmerie zu Arpajon.

Die Mageren stiegen vom Karren und klopfen laut und heftig an die Thüre.

— Wer macht denn einen solchen Lärm? fragte der Brigadier am Fenster erscheinend.

— Mein Herr, fragte Chambardas hastig, ist es wahr, daß im Schloß Firminy ein Verbrechen begangen worden und

daß Sie einen jungen Mann, fast noch ein Kind, Namens Alexis Rodion verhaftet haben?

— Ja.

— Das ist ein Irrthum! Er ist unschuldig! riefen die Gaukler.

— Ja, wer seid ihr denn? . . . etwa seine Familie?

— Ja, mein Herr, erwiderte Frigoulet; da ist sein Vater und seine Mutter; ich bin sein Bruder.

— Hu, so so . . . machte der Brigadier nachdenklich; und was wollt ihr?

— Wir wollen ihn sehen.

— Unmöglich; ich kann ihn mit Niemandem verkehren lassen.

— Ach, mein Herr, erbarmen Sie sich und lassen Sie uns ihn sehen, flehten die Gaukler.

Eine Idee schoß dem Brigadier durch den Kopf.

— Wie wär's, wenn ich sie zurückbehalten würde? . . . sagte er sich. Die Justiz bedarf ihrer vielleicht. Dann fügte er laut hinzu: Ich muß mit dem Polizei-Kommissär reden und dessen Erlaubniß einholen. Erwartet mich im Hofe; man wird euch einlassen . . .

Der Brigadier schloß das Fenster und rief zwei seiner Leute herbei.

— Wir haben alle Angehörigen des Mörders, sagte er; laßt sie herein und laßt Niemanden fort, ehe ich wiederkomme. Ich will Verhaltungs-Befehle einholen.

Eine Minute später fuhr der Karren der Mageren in den Hof der Gensdarmmerie ein und das Thor schloß sich hinter ihnen.

Zwei Gensdarmen stellten sich als Wache auf.

— Sagen Sie mir, Herr, wandte die Sorgue sich an einen derselben, wo hat man meinen Sohn hingethan? Wie geht es ihm? Was will man mit ihm anfangen?

— Ach, Sie fragen mich zu viel, liebe Frau. Ich weiß nur, daß er nicht sonderlich gut aussieht und daß er morgen nach Corbeil gebracht wird.

Inzwischen suchten die drei Männer sich im Hofe zu orientiren; sie musterten die einzelnen Gebäude, um zu errathen, wo Alexis sein könnte.

Chambardas blickte empor und entdeckte in einer Höhe von etwa zwei Metern über dem Erdboden ein kleines, vergittertes Fenster.

— Da muß er sein, sagte er.

Auf einen Wink Rodions, der sich an die Mauer gestellt hatte, holte Frigoulet die Laterne des Karrens und schwang sich mit einem Satz auf die Schultern seines Vaters.

Ueber dieses Treiben höchlich verwundert eilten die beiden Gensdarmen herbei.

— Wollt ihr euch wohl von himmen trollen? geboten sie.

Doch Chambardas und die Sorgue hatten sich vor Rodion hingestellt und ohne gerade mit den Gensdarmen zu ringen, leisteten sie doch einen gewissen Widerstand.

Inzwischen drückte Frigoulet sein mageres Antlitz zwischen die Eisenstäbe des Fenstergitters.

— Alexis! Alexis! bist Du da? rief er.

Als keine Antwort erfolgte, hob er seine Laterne in die Höhe.

Plötzlich stieß er einen unterdrückten Schrei aus, eine Art Röcheln des Entsetzens, und er stürzte schief rücklings zu Boden.

Als die Sorque den verzweifeltsten Schrei Frigoulets hörte, fragte sie:

— Was gibt's denn? Siehst Du unsern armen Alexis?

— Alle Wetter! ob Sie wohl herunterkommen! schrie wüthend einer der Gensdarmen.

Frigoulet antwortete nicht.

Er hatte den Arm zwischen zwei Eisenstäben hindurchgesteckt und schien etwas zu tasten.

Und was seine Hand berührte, schien fürchterlich zu sein, denn sein Antlitz bedeckte sich mit Leichenblässe. Er sprang zur Erde und stand nun wankend, mit stieren Augen da.

— Vorwärts! weiter, weiter! tausend Teufel! riefen die Gensdarmen.

— Hast Du ihn gesehen? ist er da? fragten die Eheleute Rodion und Chambarbas, indem sie sich an Frigoulet herandrängten.

Allein dieser stieß sie mit zitternder Hand zurück und stammelte unzusammenhängende Worte, als ob er plötzlich vom Wahnsinn befallen worden wäre.

In diesem Augenblicke kehrte der Brigadier zurück.

Frigoulet stürzte ihm entgegen und flüsterte ihm rasch einige Worte zu.

Der Gensdarm fuhr betroffen zurück.

— Sind Sie dessen sicher? . . .

— Ach ja, eilen Sie nur! . . .

Der Brigadier öffnete eine Thüre und eilte einige Stufen empor.

Die Gaukler folgten ihm trostlos, an allen Gliedern zitternd.

In dem Augenblicke, als sie verschwanden, hielt ein Wagen vor dem Thore und denselben entstieg Baron Firminy, an seinem Arme Luciole, eine Beute der heftigsten Aufregung.

Sie eilte sogleich den Gauklern nach.

Es hatte einen langen und heftigen Kampf in ihrem Gewissen gegeben; doch endlich hatte sie ihre Feigheit überwunden und sie kam jetzt, um sich der Justiz zu überliefern.

Der Brigadier öffnete jetzt eine zweite Thür und die kleine Gruppe drängte in die Zelle.

Anfänglich sah man nichts. Dann gab es plötzlich ein Zurückweichen Aller und ein Ausruf des Entsetzens entrang sich jeder Brust.

Frigoulet hob die Laterne in die Höhe und nun sah man den Körper Alexis' zwischen dem Fußboden und dem Dachgebälke baumeln.

Der Unglückliche hatte sich an einem Querholz des Fensterchens erhenkt.

Der Brigadier betastete den Körper.

— Er ist todt, sagte er.

Als die Leiche des Unglücklichen abgeschnitten und auf der ärmlichen Lagerstätte der Zelle ausgestreckt war, knieten Rodion und die Sorque vor ihrem todtten Sohne nieder.

Ihre Augen waren trocken und düster; sie machten keine Bewegung und stöhnten nicht.

Die Verzweiflung schien ihre Kräfte gelähmt zu haben.

Nur in Frigoulet's Augen funkelte der Zorn. Er wandte sich zu Luciole und sagte ihr leise, daß die Anderen es nicht hören konnten:

— Ich weiß nicht genau, was vorgefallen ist, aber ich errathe, daß Du an Aldem die Schuld trägst. Du hast ihn getödtet. — Geh!

Unter der Wucht der Blicke des Gauklers wich Luciole bis zur Thüre zurück.

Der Baron ergriff ihren Arm und geleitete sie zum Wagen, der sich sogleich zur Rückfahrt nach dem Schlosse in Bewegung setzte.

Während dieser Fahrt that Luciole den Mund nicht auf.

— Sind Sie krank? fragte der Baron schüchtern.

Sie antwortete nicht.

Die Worte Frigoulet's hatten sie tief verstört. Sie sagte sich, daß er Recht habe, wenn er sie haßt. Jawohl, sie hat Alexis getödtet, gleichwie sie die Baronin getödtet hat. An einem Tage hatte sie zwei schwere Verbrechen begangen und jetzt tauchten die beiden Leichen vor ihr auf, die eine mit dem bläulichen, aufgedunsenen Gesichte, die andere in dem blutigen Bademantel.

Sie bebte zusammen.

— Luciole! . . . murmelte Herr von Firminy.

Sie erschrak dermaßen, daß sie schief aufschrie.

Dann, als sie wahrnahm, daß die Kalesche sich dem Schlosse näherte, sammelte sie sich wieder.

— Ach! rief sie, hastig den Arm des Barons ergreifend, nicht hierher! nicht hierher!

— Wohin wollen Sie denn?

Luciole fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

— Nach Paris, sagte sie; sogleich nach Paris! . . .

— Also zur Bahustation! befahl der Baron dem Kutscher.

(Fortsetzung folgt.)

Vorsatz.

Ich schwur bei Gott und bei der Hölle,
Mich niemals hier mehr zu verlieben,
Gewiß, der Schwur war sehr vernünftig,
Wenn ich ihm nur wär' treu geblieben.

Da sah mich an ein schwarzer Engel,
Und aus war es mit meinen Schwüren,
Ich ließ cum magna voluptate
Dem schwarzen Engel mich verführen.

K. B.-ff.

Caviar's Post.

Der Verfasser des in Nr. 24 (IV. Jahrg.) des „Caviar“ erschienenen Gedichtes „Flüchtige Vorsätze“ wird gebeten, uns Namen und Adresse anzugeben. — Marescalco. Ebenso.

Sieben ist erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Preis 2 Mark.



Preis 2 Mark.

BUDA-PEST
VERLAG von GUSTAV GRIMM.

Der neue, nun bereits vierte Jahrgang unseres Kalenders, dessen Inhalt im „Caviar“ nicht erscheinen wird, bringt u. A. zwölf neue, von G. Sieben in Wien gezeichnete, prachtvolle Monatsbilder, circa 100 ganzseitige Illustrationen und neben einer Fülle vortrefflicher Witze, Erzählungen von Jean qui rit, Friedel vom Walde, Armand Silvestre und Anderen.

Jedem Leser unseres Blattes
sei der Kalender für 1890 bestens empfohlen.